

„Der Bereich der Erotik ist wesentlich der Bereich
der Gewalt, der Bereich der Gewalt-
tätigkeit ... Das Gewalttätigste für uns ist der Tod.“

Georges Bataille, L'Érotisme, 1957

Wolfram Bergande

DER HERR. EIN ABGESANG EIN ABGESANG DES HERRS.

Wann ist ein Mann ein schöner Mann? Auf den ersten Blick dann, wenn er den vermeintlich universalen oder eben nur kulturspezifischen Konventionen äußerlicher Attraktivität entspricht. Laut Wikipedia sind diese vor allem in einem mesomorphen Körperbautyp zu finden: „mächtiger Brustkorb, feste und dicke Haare, Körper in V-Form [...], dicke Haut, markante Wangenknochen und massiver Unterkiefer, langes und breites Gesicht, Fettanlagerungen im Allgemeinen meist nur an Bauch und Hüfte, große Hände und Füße, langer Oberkörper, kräftige Muskulatur und große Körperkraft“¹. Mesomorph oder nicht, der moderne Mann hat von den Frauen lernen müssen, sich und seinen Körper als Lustobjekt zu begreifen. Er ist wie sie zu einer lebendigen Ware geworden, und zwar auf dem segmentiertesten und härtesten Markt der Welt: dem Heirats- beziehungsweise Partnermarkt. Wie alle anderen Waren, die dort zirkulieren, hat auch der männliche Körper einen von den Marktteilnehmer(inne)n gnadenlos taxierten Genusswert. Und wie alle anderen muss auch der moderne Mann bemüht sein, dem kommerzialisierten Zeitgeschmack zu entsprechen und seinen Marktwert durch Investitionen in *body* und *look* zu erhöhen.

Der Herr der Lüste

Doch woran bemisst sich der Genusswert eines Körpers? Ist der Genusswert ein naturwüchsiger Gebrauchswert, den die Körper eben mehr oder weniger besitzen? Karl Marx

glaubte offenbar, dass er sich zumindest bei weiblichen Lustobjekten am Körper selbst, an der „sinnlich groben Gegenständlichkeit der Warenkörper“², festmachen lässt. Im ersten Band des „Kapitals“ schreibt er in Anspielung auf eine Stelle aus Shakespeares „König Heinrich IV“, dass man bei weiblichen Prostituierten ganz handgreiflich wisse, „wo sie zu haben“ seien, d. h.: für welchen Preis ihr Lustkörper über die Ladentheke geht. Doch das war sicher nur Marx' patriarchales und materialistisches Vorurteil. Denn egal ob männlich, weiblich oder welches *gender* auch immer, die Genusswerte aller Warenkörper sind hauptsächlich sozial konstituiert und konstruiert. Die unterschiedlichen Schönheitsideale, die zu verschiedenen Zeiten den Geschmack bestimmten, belegen es. Auch die physische Attraktivität eines Mannes hängt zuletzt an der grundlegenden sozialen Regel, die nach Claude Lévi-Strauss überhaupt erst ein Begehren nach einem idealtypischen Anderen und damit den Ringtausch von jungen Männern und Frauen zwischen den Familien möglich macht: am Inzestverbot. Ohne dieses Verbot, das die natürliche Lust reglementiert, gibt es keinen Romeo und keine Julia. Auch der Mann, der mir im Café gegenüber sitzt, kann mir nur deshalb ideal und attraktiv erscheinen, weil mir die Lust an einem anderen, nämlich dem Vater oder Bruder, auf grundsätzliche Weise verboten ist. Die wahre Schönheit liegt damit nicht im natürlichen Körper. Sie kommt zwar sozusagen von außen, vom sozialen Diskurs her. Sie wird aber als idealtypische innere

Schönheit wahrgenommen, als Charisma, Ausstrahlung oder geistige Persönlichkeit, in der der ideale Andere wiederkehrt. Die Attraktivität des Mannes ist somit nur scheinbar eine natürliche Attraktivität. An erster Stelle ist sie in einem traditionell patriarchalen, also „vaterherrschaftlichen“ Sinne die Attraktivität des Vaters als desjenigen, der Herr ist über die sozial zulässigen Lüste – und damit auch über die Lust der Betrachtenden. Doch der Herr wird seit über 2000 Jahren, beginnend mit Sokrates, Schritt für Schritt entmachtet. Daher rührt ein Unbehagen, mit dem die modernen Männer und auch die Frauen kämpfen.

Den Tod geben

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, wenn die legendäre, aber rein äußerliche Schönheit des mythischen Adonis, des altgriechischen Prototyps männlicher Schönheit, überhaupt nicht ‚herrlich‘ erschien. Sie wirkte irgendwie unvollkommen, unkriegerisch und unreif und war letztlich die einzige Eigenschaft, die ihm nachgesagt wurde. Der Legende nach wollte er sich beweisen und gegen den gut gemeinten Rat seiner Mutter einen wilden Eber bezwingen, dem er aber tödlich unterlag. Adonis blieb ein Jüngling, wurde nie zum Herrn, weder über sich noch über andere, und deshalb auch nie zum Mann. Das zeigt auch sein vermutlich aus dem phönizischen Wort *adon* abzuleitender Name: „Adon‘ ist nämlich das Gegenteil eines Eigennamens. Der Ausdruck ist nur ein allgemeiner Vorsatz – der Anredeform ‚Herr‘ gleich – für alle phönizischen Götter und Höhergestellten und insofern ein ‚leerer‘ Name, eine Nullstufe der Besonderung. [...] Adonis ist insofern der Name für die Namen- und Merkmallosigkeit reiner Schönheit.“³ Adonis erhebt sich nicht über das bloß Natürliche, weder über die äußere Natur noch über seine bloß körperliche Schönheit, die darum sehr schnell schal und langweilig wird.



Reproduktion (19. Jh.) einer griechischen Adonis-Bronze, gefunden in Pompeji

Dass das Geistige hauptsächlich zur Schönheit gehört, wird viel später, in einem Grundlagentext der abendländischen Ästhetik, Kants „Kritik der Urteilskraft“, bestätigt. Schönheit im Sinne von körperlicher Schönheit ist für Kant etwas rein negativ Definiertes. Körperlich schön ist, wer alles das nicht hat, was zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort als äußerlicher Makel angesehen wird.⁴ Positive Charakteristika des Schönen sind für Kant dagegen immer nur innere, geistige, solche, die etwas mit geistigen Normen und Gesetzen zu tun haben. Wie es sich beispielsweise im Lustgefühl des Erhabenen zeigt, ist der Mensch auch in ästhetischer Hinsicht keineswegs auf seine natürliche Körperlichkeit reduzierbar.

So hat sich die eingangs gestellte Frage: ‚Wann ist ein Mann ein schöner Mann?‘ umgedreht. Sie muss eigentlich lauten: Wann ist ein (physisch) schöner Mann ein Mann? Nämlich: Wann ist er aufgrund innerer, geistiger Eigenschaften schön, das heißt eben: erotisch? Also eigentlich: Wann ist ein Mann ein Mann? Die Antwort wurde schon gegeben: Wenn er Herr ist. Aber wer ist Herr? Mit Nietzsche können wir zunächst und genderneutral antworten:

der, der „ist“⁵, der in einem emphatischen Sinne aus sich selbst lebt, der sich selbst bejaht gemäß der „aristokratische[n] Werthgleichung (gut = vornehm = mächtig = schön = glücklich = gottgeliebt)“⁶. Der Herr ist ‚hehr‘, weil er alles andere, Natur wie Geist, seinem Willen zur Macht unterwirft. In der „Genealogie der Moral“ schreibt Nietzsche über den antiken Begriff des adligen Herrn: „Das dafür ausgeprägte Wort *esthlos* bedeutet der Wurzel nach Einen, der *ist*, der Realität hat, der wirklich ist, der wahr ist; dann, [...] den Wahren als den Wahrhaftigen: [...] zur Abgrenzung vom *lügenhaften* gemeinen Mann, so wie Theognis ihn nimmt und schildert, – bis endlich das Wort, nach dem Niedergange des Adels, zur Bezeichnung der seelischen noblesse übrig bleibt und gleichsam reif und süß wird.“⁷ Nicht ganz so schön erscheint der Herr allerdings aus der Perspektive Sigmund Freuds. Der Herr ist ein notorisch schlechtes Beispiel für denjenigen, der seine natürliche „Aggressionsneigung“ einfach auslebt und schnell dabei ist, sie am anderen „zu befriedigen, seine [des anderen] Arbeitskraft ohne Entschädigung auszunutzen, ihn ohne seine Einwilligung sexuell zu gebrauchen, sich in den Besitz seiner Habe zu setzen, ihn zu demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, ihn zu martern und zu töten“⁸. Freilich ist das die Sicht Freuds, nicht die Perspektive der ersten Person, aus der der Herr denkt, spricht und handelt.

Auf der Basis von Nietzsche lässt sich die Definition des Herrn weiter zuspitzen. Wenn der Herr in voller Bedeutung des Wortes ‚ist‘ und dieses Sein herrlich, mächtig und schön ist, dann lässt sich der andere, der Knecht oder Sklave, dadurch kennzeichnen, dass er ‚nicht ist‘. Das heißt: Aus der Perspektive des Herrn ist er ein Nichts. Und im Zweifelsfall beweist der Herr die Nichtigkeit des anderen dadurch, dass er ihn zunichte macht, ihn tötet. Auf das Wesentliche zugespitzt lautet die Definition des Herrn daher: Herr ist der, der den Tod gibt – in allen Bedeutungen des Ausdrucks. Als Herr über

Leben und Tod im innen- und außenpolitischen Bereich, nämlich als Strafrichter, der die Todesstrafe verhängt, und als souveräner Kriegsherr, der über den Ausnahmezustand des Krieges entscheidet; als Herr im Binnenraum der Familie, etwa als alttestamentarischer Abraham oder als römischer *pater familias*, der die Macht über die Familienangehörigen und das unterstellte Hausgesinde hat und der das Recht ausübt, Leben zu geben (zu zeugen) und zu nehmen; schließlich als Liebhaber mit dem exklusiven Recht, den kleinen Tod zu geben, *la petite mort*, sei es als orientalischer Despot, der im Harem weibliche Sexualpartnerinnen zwangsmonopolisiert, sei es als abendländischer Feudalherr, der sich im *ius primae noctis* ein reines, buchstäblich jungfräuliches Genießen vorbehält.

In der vernunftmythologischen Erzählung Hegels über Herr und Knecht in der „Phänomenologie des Geistes“ erreicht der Herr dieses reine Genießen dank einer entscheidenden Meisterleistung. Im Kampf auf Leben und Tod erweist er sich als ein Meister „des Todes, des absoluten Herrn“⁹. Sein Sieg beweist, dass der andere, der Knecht, den Tod mehr fürchtete als er. Folgerichtig unterwirft er ihn und errichtet auf der Todesfurcht des Knechts seine Herrschaft. Er selbst bleibt nur diesem absoluten Herrn, dem Tod, unterworfen. Freuds psychoanalytische Anthropologie in „Totem und Tabu“ und „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ entwirft das Genießen dieses Herrn als Genuss eines mythischen Urvaters. Der Vater der Urhorde soll im uneingeschränkten Genuss aller Frauen und der Früchte der Arbeit seiner Untergebenen gelebt haben. Er war das erste Alpha-Männchen einer als Großfamilie gedachten „Urform der menschlichen Gesellschaft“¹⁰. Als einziger war er in seinem narzisstischen Tun und Lassen absolut „frei“¹¹. So Freud: „[S]ein Ich [war] wenig libidinös gebunden [...], er liebte niemand außer sich, und die anderen nur, insoweit sie seinen Bedürfnissen dienten. [...] Zu Eingang der Menschheitsgeschichte

war er der Übermensch, den Nietzsche erst von der Zukunft erwartete.“¹² Von seinen Angehörigen zugleich abgöttisch geliebt und wie ein absoluter Gebieter gefürchtet, kehrt er im 20. Jahrhundert in der Figur des totalitären Führers wieder. Wie Hitler, Stalin oder Mao ist er eine „[...] übermächtige [...] und gefährliche [...] Persönlichkeit, gegen die man sich nur passiv-masochistisch einstellen konnte“¹³.

Wenn wir nach frühen historischen Exemplaren dieser heute fast ausgestorbenen Spezies suchen, nach dem Herrn, der durch seine libidinöse Ausnahmestellung, durch die Erotik der Macht fasziniert, dann finden wir ihn also nicht im zart besaiteten Beau Adonis, sondern eher in einer schillernden Figur wie der des Athener Staatsmanns, Politikers, Heerführers und Sokrates-Schülers Alkibiades. In der altgriechischen Tradition ist der Herr ja schließlich auch kein pubertierender Schönling, sondern der aristokratische *kyrios*, der Hausvater, der Herr im Haus (*oikos*). So beschreibt ihn Aristoteles, im ersten Buch seiner „Politik“, in seinen jeweiligen Herrschaftsbeziehungen zu Gattin, Kindern, Lohnarbeitern und Sklaven. Alkibiades war von einnehmender Schönheit. Plutarch berichtet, dass diese Schönheit „mit jeder Periode seines Lebens blühte und ihn als Kind, als Jüngling, als Mann immer gleich reizend und liebenswürdig machte“¹⁴. Er war trotzdem kein Adonis, auch wenn er zuweilen „eine übertriebene Pracht und Weichlichkeit hinsichtlich der Kleidung pflegte“, so dass er auch schon einmal „mit nachschleppendem Purpurmantel über den Markt ging“¹⁵. In seiner Person vereinigten sich erotisches Draufgängertum sowie exzellente militärische Fähigkeiten mit dem unbedingten Willen, sich keiner allgemeinen Regel zu beugen. Er vertrat damit das genuin aristokratische Ethos, demzufolge das eigene selbtherrliche Tun von den allgemeinen Gesetzen ausgenommen ist oder vielmehr als Ausnahme die Regeln bestätigt, die für *hoi polloi* („die Vielen“) gelten. Diese

innere Haltung zeigt er auch nach außen. Auf Alkibiades’ „ganz goldene[m] Schild“ war laut Plutarch „ein mit dem Donnerkeil bewaffneter Eros“¹⁶ abgebildet.



Idealporträt des Alkibiades
(Marmorbüste, 4. Jh. v. Chr.)

Der römische Historiograph Cornelius Nepos beschreibt Alkibiades folgendermaßen: „An ihm scheint die Natur versucht zu haben, was zu schaffen in ihrer Macht stehe. Denn unter allen, die über ihn berichtet haben, steht fest, dass niemand, in Fehlern wie in Tugenden, ausgezeichnet gewesen ist als er. Geboren in einem höchst ansehnlichen Staat, aus edelstem Geschlecht, unter all seinen Altersgenossen [...] der stattlichste, zu jeder Sache geschickt und äußerst klug (denn er war zu Wasser und zu Land der trefflichste Feldherr); von einer Beredsamkeit, [...] dass ihm kein Redner paroli bieten konnte; reich; wo es die Umstände forderten, tätig und ausdauernd; freigebig, prachtliebend [...] in der ganzen Weise seines Lebens; leutselig, einschmeichelnd, den Zeitverhältnissen sehr schlaue Rechnung tragend: zeigte sich andererseits der selbe Mann, sobald er sich gehen ließ und kein Anlass vorhanden war, sich geistiger Anstrengung zu unterziehen, schwelgerisch, ausschweifend, wollüstig und zügellos, so dass alle staunten, wie sich in ein und dem selben Menschen eine solche Unähnlichkeit und so widersprechende Eigenschaften finden konnten.“¹⁷

Doch selbst jemand wie Alkibiades operierte zu seiner Zeit, im 5. vorchristlichen Jahrhundert, nicht im rechtsfreien Raum. Auch er unterlag den politischen Maßregeln und religiösen Normen seiner Heimatstadt Athen. So war er genötigt, im großen Spiel des Lebens mehrmals die Fronten zwischen den Kriegsgegnern Athen, Sparta und dem Perserreich zu wechseln. Nur so konnte es ihm gelingen, seinen provokativen Ausnahmestatus stets aufs Neue durchzusetzen. So soll er als Gast in Sparta mit der Gemahlin des Königs Agis ein Kind gezeugt haben. Und nach Plutarch „hatte [er] die Frechheit zu sagen, er habe es nicht getan, um den König zu beschimpfen oder weil er von der Wollust hingerissen worden, sondern damit seine Nachkommen über die Lakedaimonier herrschen sollten.“ Psychoanalytisch gesprochen: Alkibiades ließ sich, ganz wie Freuds Urhordenvater, nicht in seinem Genießen beschneiden. Von allen, besonders von den Athenern, für die er glorreiche Siege errang, geliebt und zugleich neidisch gehasst, starb Alkibiades im persischen Exil. Er fiel nicht im Zweikampf, sondern während eines nächtlichen Attentats, nachdem man in seiner Schlafstätte Feuer gelegt hatte, aus „einiger Entfernung“ tödlich verwundet mit „Pfeilen und Wurfspießen“.¹⁸

Alter und neuer Herr

Die Zeitläufte waren dem Herrn nicht günstig. Laut Nietzsche und Hegel fing der Prozess der schleichenden Entmachtung des Herrn bereits in der griechischen Antike an. Die Herrenmoral, so Nietzsche, wurde rasch von der Sklavenmoral der ressentimentgeladenen Unterdrückten überwunden. Ihr Spiritus Rector war ein Herr eines neuen, gefährlicheren Typus: der asketische Priester. Der Ironiker und Moralist Sokrates ist für Nietzsche der Prototyp dieses knechtischen Anführers, der die naturwüchsige Aggressivität der Schwachen und Schlechten bändigt und in vergeistigter Form für seine

Zwecke bündelt. Freilich kann auch dieser Typus, etwa als katholischer Priester, eine Erotik der Macht ausstrahlen. In Form des platonisch untermauerten Christentums, das sich auf den vollkommen souveränen Gott und Herrn des Alten Testaments berufen wird, trägt der sokratische Moralismus im Laufe der Jahrhunderte den historischen Sieg davon.

Im Finale des „Symposium“, des Dialogs, den Platon dem dämonischen Eros, dem Sohn der Aphrodite, widmete, treffen alter und neuer Herr aufeinander: einerseits Alkibiades, der „Mensch des Begehrens“¹⁹ mit der Leidenschaft, den Tod zu geben, andererseits Sokrates, der Mensch der *dialektiké techné*, der Meister des philosophischen Dialogs, der weiß, dass er nicht(s) weiß, außer in Liebesdingen. Sokrates, der Herr und Meister der Zukunft, erweist sich dort, im Kampf um Anerkennung auf dem Feld der Leidenschaften, als unbezwingbar: Alkibiades will ihn körperlich verführen, doch Sokrates bleibt unkörperlich. Sein Eros ist geistig. Alkibiades solle sich doch bitte schön lieber um seine Seele kümmern.

Die Herren der antiken Sklavenhaltergesellschaften, wie Alkibiades einer war, werden in der abendländischen Geschichte zunächst von römischen, dann von christlichen Herrschern abgelöst. Auf der Basis des römischen Rechts werden diese Herren dann wiederum sukzessive in verbindliche, staatliche Herrschaftssysteme eingebunden, von der Magna Charta Libertatum 1215 bis zur Französischen Revolution 1789. Diese kommen tendenziell ohne den Herrn als individuelle Persönlichkeit aus. Die institutionelle Funktion zählt, der natürliche Körper des Herrschers wird dagegen immer unbedeutender.²⁰ Ab der Frühen Neuzeit entwickelt sich die *rule of law*, die in der bürokratischen Moderne in die Herrschaft von Strukturen, Dispositiven und Diskursen mündet, in unpersönliche, systemimmanente und prozessrationale Herrschaftsformen. Nur im kulturellen Imaginären wie etwa in George Lucas’ „Star Wars“-Filmen

tauchen die Herren alten Formats noch auf, als Imperator oder Darth Vader, die sich auf die Beherrschung anderer durch gewalttätigen Hass stützen. Die modernen Herren verkörpern Meister Yoda und Obi-Wan Kenobi. Sie predigen Selbstbeherrschung und Liebe zum Geistigen.

Ist der Herr also überflüssig? Figuren wie die britischen Royals oder der Freiherr zu Guttenberg beweisen, dass auch heute noch das Bedürfnis groß ist, Herrschaft in ihrer individuellen Macht und familiären Pracht verkörpert zu sehen. Darüber hinaus hat der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan, der den Kampf um Anerkennung zwischen Alkibiades und Sokrates in seinem Seminar über „Die Übertragung“ kommentiert, auf den ungeminderten sozialistischen Stellenwert des Herrn hingewiesen. Sokrates löst zwar Alkibiades ab, doch die sokratische Position erbt vom antiken Herrn eine Funktion, die nach wie vor existenziell ist, auch für den Menschen des 21. Jahrhunderts. Gegenüber der modernen „Herabwürdigung der Figur des Vaters“²¹, so Lacan, repräsentiert jemand wie Sokrates nach wie vor das Urbild „dieser durch den Niedergang unserer Geschichte sehr verblassten Person, die alles in allem die des Herrn (*maître*) ist: der moralische Herr, der Herr, der den, der in Unwissenheit ist, in die Dimension der fundamentalen menschlichen Beziehungen einführt – das, was man auf gewisse Weise den Zugang zum Bewusstsein, ja sogar zur Weisheit nennen kann, indem die *Conditio humana* als solche angeeignet wird.“²²

Schießbudenfiguren

Das Zeitalter des heroischen Herrn, der wie Alkibiades den natürlichen Tod bezwingt, ging dennoch zu Ende, und nicht erst in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs, auch wenn sich herrische Kulturtechniken wie Duell, Mensur oder handgreifliche Pöbeleien von Halbstarken in öffentlichen Verkehrsmitteln erstaunlich lange halten.

Im Rahmen des allgemeinen zivilisatorischen Fortschritts ist es laut Hegel eine militärtechnische Innovation, die auf entscheidende Weise den Untergang der heroischen Herrschaft einläutet: Die Hieb- und Stichwaffen, mit denen der antike und mittelalterliche Herr den Tod gibt, werden abgelöst durch die frühneuzeitlichen Schusswaffen, vor allem die Luntenschlossgewehre. Diese können auf große Entfernung auch von niederem Gesinde bedient werden und treffen durch flächendeckende Streuung ihre Opfer ziemlich wahllos. Schon die mittelalterlichen Ritter verachteten deswegen Armbrust und Bogen als heimtückisch und unehrenhaft und bevorzugten den offenen Zweikampf mit dem Schwert.



Albrecht Dürer:
„Ritter, Tod und Teufel“ (1513)

Der frühneuzeitliche Landsknecht siegt mit der kühlen, abstrakten Gewalt der neuen Schusswaffentechnik. Bei der Anwendung dieser Technik ist er genauso „leidenschaftslos“²³ wie Sokrates mit seiner dialektischen Gesprächstechnik gegenüber Alkibiades. So kommt Hegel zu dem Schluss: Das „Schießpulver [...] war ein Hauptmittel zur Befreiung von der physischen Gewalt und zur

Gleichmachung der Stände. Mit dem Unterschied in den Waffen schwand auch der Unterschied zwischen Herren und Knechten. [...] Man kann zwar den Untergang oder die Herabsetzung des Wertes der persönlichen Tapferkeit bedauern (der Tapferste, Edelste kann von einem Schuft aus der Ferne, aus einem Winkel niedergeschossen werden); aber das Schießpulver hat vielmehr eine vernünftige, besonnene Tapferkeit, den geistigen Mut zur Hauptsache gemacht. Nur durch dieses Mittel konnte die höhere Tapferkeit hervorgehen, die Tapferkeit ohne persönliche Leidenschaft; denn beim Gebrauch der Schießgewehre wird ins Allgemeine hineingeschossen, gegen den abstrakten Feind und nicht gegen besondere Personen.“²⁴ Der moderne Krieger zeigt seine Tapferkeit nicht mehr in individuellen Heldentaten wie Kleists Prinz Friedrich von Homburg. Seine neue Tapferkeit ist das Aushalten im kollektiven „Zusammenhalt“ und „Bewusstsein des Ganzen“²⁵. Der militärtechnische Fortschritt steht nach Hegel mit einem Fortschritt des Geistes in Verbindung. Als Verinnerlichung, Vergeistigung und Eingliederung des Einzelnen in ein übergeordnetes System politisch und religiös strukturierter Beziehungen kommt dieser Prozess mit dem Zeitalter der Reformation zur vollen Entfaltung.

Für Hegel führt der zivilisatorische Prozess des Verinnerlichens bemerkenswerterweise dazu, dass das „Äußerliche“ wie z. B. „die Kleidung dem Zufall der Mode“ überlassen werden kann, „es ist nicht der Mühe wert, seinen Verstand dazu anzustrengen“²⁶. Hegel zufolge sind der Fortschritt in der Waffentechnik, der den Herrn alten Kalibers beseitigt, und der moderne Blick auf die Herrenoberbekleidung zwei Aspekte desselben Geschehens. Für die „plastische Individualität“²⁷ eines antiken Herrn wie Alkibiades waren Waffen und Rüstung, besonders der Brustpanzer, Ausdruck der eigenen Persönlichkeit. Deshalb waren sie auch beim Gegner begehrte Siegestrophäen. Der moderne Herr dagegen kämpft technologisch,

zuletzt auf der Ebene synaptischer und digitaler Verknüpfungen, im *cyberwar*, sein Äußeres ist im positiven wie im negativen Sinne gleichgültig, er lässt es sich durch die „Ordnung“ vorgeben, in die er eingebunden ist.²⁸ Seine innere Individualität und Persönlichkeit sieht man ihm ebenso wenig an wie den Anzugmenschen in den westlichen Bürostädten. Bekleidungsmoden macht er am besten einfach mit. Tödernst nimmt sie nur noch der machtlose Narr. Aus demselben Grund sind wohl auch nach Adolf Loos die Herren der industriellen Moderne bereits „zufrieden, wenn sie *gut* angezogen sind. Auf *schönheit* wird verzichtet. [...] Gut angezogen sein [...] heißt korrekt angezogen sein. [...] Es handelt sich darum, so angezogen zu sein, dass man am wenigsten auffällt.“²⁹ Allerdings zeigte Loos im gleichen Atemzug, dass es eine hohe Kunst ist, sich derart unauffällig und gut anzuziehen. Der Beginn der modernen Männermode geht einher mit dem zunehmenden Bedürfnis, den Verlust körperlicher Herrlichkeit durch Aufputzen zu kompensieren. Wer sich, wie Wilhelm II., Göring oder Gaddafi, zu sehr in seinen postheroischen Kostümierungen verliert, wird zur Schießbudenfigur.

Schurke, Scherge oder Narr

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Gestalt des Herrn zwar noch bis in die jüngste Gegenwart als Feudalherr, Kirchenfürst, absoluter Herrscher und schließlich Industriekapitän gehalten hat. Seit dem Auftreten Sokrates' und der Entwicklung der antiken philosophischen und religiösen Sklavenideologien, nicht zuletzt der weltgeschichtlichen Mission des Christentums, befand sich der Herr jedoch auf einem absteigenden Ast. Auf der schiefen Zeitachse der geschichtlichen Notwendigkeit rutschte er kontinuierlich hinab: von der politischen Kommandohöhe des mittelalterlichen Kaisers, Königs oder *lord* über die Position des neuzeitlichen *cortegiano* oder Gentleman des 16./17. Jahrhunderts zum modenärriischen Stutzer oder

job des 18. und Dandy oder *petit maître* (kleinen Herrn) des 18./19. Jahrhunderts. Zuletzt landet er im Posthistoire als todschicker, metrosexueller „American Psycho“, der von innen betrachtet ein perverser Knecht seines Lifestyle-Egos ist. Wer wie Joachim Löw im 21. Jahrhundert noch Wert darauf legt, seinen Schal elegant zu binden, wird zwar auch einmal brav dafür belobigt, wie in der *Financial Times Deutschland*, gleichzeitig aber als *job* mit C&A-Look karikiert, wie in der englischen Zeitung *The Guardian*.



Der Herr des 21. Jahrhunderts bleibt im Hintergrund und bedient sich der Technik: Mr. Roque (vergleiche engl. „rogue“ – Schurke; gespielt von Michael J. Anderson) als körperbehinderter Mastermind des Unguten in David Lynchs „Mulholland Drive“ (USA/Frankreich, 2001).

Wo lebt der Herr heute noch fort? In der Theorie, etwa in Kants und Schillers Idealismen, wurde Herrschaft verklärt als schöne Selbstbestimmung des künstlerischen Menschen, die nicht nur der eigenen menschlichen Regel folgt, sondern auch sich selbst diese Regel schöpferisch gibt. In Nietzsches Konzeption des Übermenschen wurde dieser Idee eine neue, gewaltige Qualität gegeben. In der Praxis gibt es den Herrn im Zeitalter der institutionalisierten Rechte nur noch als den, der außerhalb des Gesetzes steht: als Schurken. Doch auch der Schurke wird tendenziell aussterben und langfristig nur in echten oder fiktiven Biotopen überleben, zum Beispiel in den Schriften des Marquis de Sade oder im Dschungelreich von Major Kurtz in Francis Coppolas „Apocalypse Now“. Meist zerfallen diese eingebildeten Herren ohnehin wie ihre real existierenden Pendants – Beispiel Berlusconi – in die beiden Extreme ihres dialektischen Gegenparts, des Untertanen: Sie sind „knaves and fools“, Scherge und Narr in einem. Was anscheinend immer bleiben wird, ist die paranoide Wahnidee vom Herrn als unantastbarem Strippenzieher, der im Dunkeln bleibt – und die Faszination, die die Outlaws, vom Künstler bis zum Schwerverbrecher, auf das andere Geschlecht ausüben.

1 <http://de.wikipedia.org/wiki/Körperbautyp#Mesomorph>.
 2 Marx, Karl: Das Kapital Band 1, MEW 23, 21. Aufl., Berlin, 2005, S. 62.
 3 Menninghaus, Winfried: Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt/M., 2007, S. 16. Vgl. zur Figur des Adonis ausführlich ebd., Kap. I: „Wegen der Schönheit: Glanz und Elend des Adonis“, S. 13–65.
 4 Vgl. Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, B56ff.
 5 Nietzsche, Friedrich: Genealogie der Moral, I. Abhandlung: ‚Gut und Böse‘, ‚Gut und Schlecht‘, 5. Abschnitt.
 6 Ebd., 7. Abschnitt.
 7 Ebd., 5. Abschnitt.
 8 Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur, Wien, 1930, S. 80.
 9 Hegel, G. W. F.: Phänomenologie des Geistes, Werke 3, 4. Aufl., Frankfurt/M., 1993, S. 153.
 10 Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse, Gesammelte Werke Bd. XIII, Frankfurt/M., 1999, S. 136.
 11 Ebd., S. 138.
 12 Ebd.
 13 Ebd., S. 142.
 14 Ebd., S. 159.
 15 Plutarch, Leben und Taten berühmter Griechen und

Römer. Vier Parallelbiographien, 1. Aufl., Berlin, 1986, S. 173.
 16 Ebd.
 17 Cornelius Nepos, De viris illustribus, zitiert nach: <http://www.gottwein.de/Lat/nepos/alc01.php>.
 18 Plutarch, Leben und Taten berühmter Griechen und Römer, S. 201.
 19 Lacan, Jacques: Le séminaire VIII: Le transfert, Paris, 1991, S. 188.
 20 Vgl. Kantorowicz, Ernst H.: Die zwei Körper des Königs, Stuttgart, 1992.
 21 Lacan, Jacques: Der individuelle Mythos des Neurotikers, übers. v. Hans-Dieter Gondek, Wien, 2008, S. 12.
 22 Ebd., S. 12f. (Übersetzung leicht verändert, W. B.)
 23 Lacan, Jacques: Le séminaire VIII, Le transfert, S. 188.
 24 Hegel, G. W. F.: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Werke 12, 4. Aufl., Frankfurt/M., 1995, S. 481f.
 25 Ebd., S. 482.
 26 Ebd., S. 72.
 27 Ebd.
 28 Ebd.
 29 Loos, Adolf: „Die Herrenmode“ [1898], in: ders., Ins Leere gesprochen, 2. ver. Aufl., Innsbruck, 1932, 16–23, hier: 17f.